



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.hobbitpresse.de

Alles scheint wie immer: Mrs. Bennet leidet unter ihren Nerven, Mr. Bennet leidet unter Mrs. Bennet, und alle fünf Töchter leiden unter einem Vermögen, das ausschließlich an männliche Erben übergehen darf. Doch Lydia treiben völlig andere Dinge um: Ihre liebste Schwester Kitty ist in Wahrheit eine Katze, ihr Liebhaber Wickham ist tatsächlich so ruchlos, wie alle behaupten – was sollte man auch anderes erwarten von einem Dämon? –, und wer glaubt, Mr. Darcy sei beim Thema Tanzetikette ohne jeglichen Humor, der sollte erst einmal sehen, wie er auf Hexerei reagiert. Vor allem jedoch muss Lydia begreifen, dass Versprechen eine eigene Macht besitzen ... besonders, wenn man eine Hexe ist. Voller Zauber, Intrigen, Gefahren und grenzenloser Magie vereint diese Adaption all den unverschämten Witz, die Stärke und die Romantik von *Stolz und Vorurteil* – und schenkt der wildesten Bennet-Schwester eine unerwartete Erlösung.

MELINDA TAUB lebt als Schriftstellerin in New York City. Ihr Roman *Still Star-Crossed* wurde als Netflix-Serie verfilmt und erzählt die Fortsetzung von William Shakespeares *Romeo und Julia*. Mit dem vor Witz und Fantasie sprühenden Roman *Stolz, Vorurteil und Hexerei* hat sie endgültig die Herzen der Leserinnen und Leser klassischer Gesellschaftsromane erobert.

MELINDA TAUB

STOIZ,
VORURTEIL
& HEXEREI

*Die skandalösen
Geheimnisse der*

LYDIA BENNET

Aus dem Englischen von
Birgit Maria Pfaffinger

KLETT-COTTA

FÜR DARIA

A rectangular border with ornate, symmetrical corner designs and small decorative elements along the top and bottom edges.

ERSTER THEIL

A thin horizontal line with decorative arrowheads at both ends.

ERSTES KAPITEL

Wäre dies ein richtiges Buch, dann würde ich vermutlich folgendermaßen beginnen: »Miss Lydia Bennet, die jüngste von fünf Töchtern eines Vaters, dessen Vermögen in Ermangelung eines männlichen Erben der Familie verloren gehen würde, hatte im Leben wenige Privilegien, aber nicht zu wenige, um sie nicht zu verschwenden.« Das klingt gut – und wichtig – und verspricht, dass die Geschichte – egal, welche dramatische Wendungen sie auch nehmen mag – sich zu guter Letzt in Wohlgefallen auflösen und mit einer langweiligen Moral enden wird. Aus ebendiesem Grund lesen Kitty und ich Romane lieber nicht bis zum Ende.

Das mit dem Verschwenden stimmt jedoch nicht. In Meryton tuschelt man sicherlich, ich hätte die Privilegien meiner Geburt und meines Ranges sehr wohl verschwendet. Das entspricht auch der Wahrheit, und ich habe deswegen schon weiß Gott wie viele Tränen vergossen. Allerdings wurden mir weit größere Gaben in die Wiege gelegt, als ein törichtes Mädchen in einem Leben verschwenden kann. Kitty ist der beste Beweis dafür. Außerdem bin ich nicht die jüngste von fünf Töchtern, sondern die jüngste von sieben.

Wer mich in Meryton kennt, würde jetzt die Stirn runzeln und vielleicht unauffällig an den Fingern abzählen. Bekanntermaßen sind die Bennet-Schwestern schließlich fünf an der Zahl. Das wären: die schöne Jane, die älteste; Lizzy, die zweitschönste, die sich selbst aber für die schönste hält; die fade, moralisierende Mary, die

sich wegen ihrer mangelnden Attraktivität so grämt, dass ihr gar nichts anderes übrig geblieben ist, als sie durch Klugheit wettzumachen; meine liebe Kitty und ich, Lydia, die jüngste.

Diese Art zu zählen ist jedoch in zweierlei Hinsicht falsch. Erstens sind drei meiner älteren Schwestern kurz nach ihrer Geburt gestorben. Es ist auch kein Wunder, dass die Welt sich nicht an sie erinnert. Außer wenn Mama etwas bei Vater erreichen will und ihm vorhält, was sie wegen ihm durchmachen musste, werden Charlotte, Anne und Sophia bei uns zu Hause fast nie erwähnt. Und das ist auch gut so, denn tote Nachkommen sind kein sehr erheiterndes Gesprächsthema, wenn man mich fragt.

Dennoch macht dieser Umstand mich, Lydia, zur siebten Tochter einer siebten Tochter. Und ist es nicht seltsam, dass ausgerechnet die Tatsache, dass ich so spät und als Mädchen zur Welt gekommen bin, Ursprung meines Unglücks und meiner Kraft zugleich ist?

Wenn Sie brav mitgezählt haben, wird Ihnen aufgefallen sein, dass die Rechnung noch immer nicht aufgeht. Fünf lebende Mädchen und drei tote ergeben nicht sieben, sondern acht. Wenn Ihnen von der Rechnerei schon der Kopf schwirrt, geht es Ihnen wie mir. Ich fange also besser noch einmal von vorne an.

Es ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, dass die siebte Tochter einer siebten Tochter eine Hexe ist.

Das Erste, woran ich mich erinnere, ist die Rückansicht meiner Schwestern. Ich weiß noch, wie ich hinter ihnen her tapste und rief, sie sollten auf mich warten. Jane war immer nett zu mir, und Lizzy schlug mich nur, wenn ich ihr Stickgarn durcheinanderbrachte, aber Mary verabscheute mich. Sobald ich in ihre Nähe kam, begann sie zu schreien und zu klagen. »Mama, Lydia hat mich an den Haaren gezogen. Sie hat mein Kleid schmutzig gemacht! Nimm sie weg! Mama!«

Oft zog ich sie wirklich an den Haaren oder machte ihre Sachen

schmutzig, aber allein aus dem Wunsch heraus, ihr nah zu sein. Ich himmelte sie an, und sie an ihren langen, ordentlich geflochtenen Zöpfen zu ziehen, war eine der verlässlichsten Methoden, um ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. Damals war ich nur auf Beachtung aus, denn in unserer großen Familie wurde ich oft vergessen. Die anderen sehen das selbstverständlich anders – in Großfamilien glaubt jedes Kind, es sei als einziges vernachlässigt worden. Lizzy behauptet, ich sei von jeher Mamas Liebling gewesen, was gut möglich ist. Allerdings war Mama oft bettlägerig, weil ihre Nerven ihr zu schaffen machten oder weil ein weiterer Versuch, einen Erben zu zeugen, gescheitert war. Und so blieb ich nicht selten mir selbst überlassen. Einmal vergaß Mama mich nach einem morgendlichen Besuch bei Lady Lucas, der sie mich hatte vorführen wollen, in der Kutsche, und erst zur Teezeit wurde ich gefunden. Ein andermal fiel ich in den Bach in unserem Garten und rief vergeblich um Hilfe, bis mich irgendwann ein Pächter meines Vaters vermutlich nur deshalb herausfischte, weil er mich meiner Schreie wegen für eines seiner Lämmer gehalten hatte. Jackson brachte mich tropfnass und heulend nach Hause, worauf alle so sehr in Aufruhr gerieten, wie ich es mir nur wünschen konnte. Den restlichen Abend verbrachte ich auf Mutters Schoß, wo ich gedrückt, geküsst und bemitleidet wurde, während meine Schwestern mich herzten und umarmten und mir Süßigkeiten und Stoffbänder brachten.

Am nächsten Tag ließ ich mich einfach so in den Bach fallen. Was haben sie denn auch erwartet? Ein Glück, dass Hexen immer oben schwimmen.

Ich wollte von allen mit Streicheleinheiten, Süßigkeiten und liebevollen Blicken überhäuft werden. Aber wenn sie dazu nicht bereit waren, gab ich mich auch mit Schimpfe und Schlägen zufrieden. Besonders auf Mary hatte ich es abgesehen. Ich bewunderte und verehrte sie, denn in meinen Augen war sie wunderschön.

(Sie hätte sich darüber freuen sollen, solange sie konnte, denn ich war die Einzige, die je so dachte.) In meiner kindlichen Naivität glaubte ich, wenn ich mich nur fest genug an ihre Fersen heftete, würde sie mir irgendwann die gleiche Beachtung schenken wie ich ihr und wir könnten ein so unzertrennliches Gespann bilden wie Jane und Lizzy. Leider wollte sie schon damals immer nur für sich sein und lernen, und dank ihrer langen Beine fiel es ihr nicht schwer, vor mir davonzulaufen.

So blieb ich also in einem Haus voller Schwestern, Dienstboten und Gästen meist allein. Doch das Alleinsein lag mir nicht. Mary ist für die Einsamkeit gemacht, ich dagegen für Gesellschaft, und zwar so viel und so ausgelassen wie möglich.

Also wandte ich mich Mamas Katze zu. Vater hatte ihr das graue Kätzchen nach einer ihrer Unpässlichkeiten geschenkt und eine Zeitlang hatte sie das putzige kleine Wollknäuel hingebungsvoll gehätschelt. Als es jedoch zu einer struppigen, gefleckten Katze mit einem durchdringenden Miauen heranwuchs, verlor Mama das Interesse.

Ich begann der Katze hinterherzulaufen wie zuvor meinen Schwestern. Anfangs konnte ich ihr Herz nicht erobern. Vielmehr stieß sie jedes Mal, wenn ich meine marmeladenverschmierten Hände nach ihrem Fell ausstreckte, einen kehligen Angstschrei aus und floh durch das nächste offene Fenster. Allerdings sind Katzen einfacher gestrickt als Schwestern. Weder Kratzen noch Fauchen halfen ihr gegen meine überschwänglichen Umarmungen und klebrigen Küsse. Ich brauchte eine Zielscheibe für meine Liebe, und für die Familienkatze gab es kein Entrinnen. Nachdem ich sie großzügig mit Sahne und Bücklingen bestochen hatte, folgte sie mir durchs ganze Haus, sehr zur Empörung von Mary und Papa. Papa verließ sogar das Zimmer und behauptete, die Katze bringe ihn zum Niesen.

Mir war das egal. Ich herzte sie, freute mich, wenn sie schnurrte,

anstatt wegzurennen, und flüsterte ihr meine Geheimnisse ins Fell.

So weit ist daran nichts Ungewöhnliches. Viele einsame Mädchen suchen sich in einem Haustier einen Gefährten. Was als Nächstes geschah, ist jedoch alles andere als gewöhnlich. Ich tat so, als sei die Katze meine Schwester, und meine Familie spielte mir zuliebe mit, wie es bei verzogenen Kindern mit einer blühenden Fantasie häufig der Fall ist. »Und?«, fragten sie. »Wie geht es Kitty heute?«

»Kitty hat Hunger«, antwortete ich dann. Oder: »Kitty will auf den Markt«, woraufhin meine großen Schwestern nickten. Kennen Sie den Unterschied zwischen so tun, als würde man einer Hexe glauben, und ihr tatsächlich glauben? Es gibt keinen. Kitty hier, Kitty da, so ging es den lieben langen Tag, bis die anderen mich irgendwann nicht mehr nur bei Laune hielten, sondern Kitty wirklich sahen.

Von dem Tag an hatten meine Eltern nicht mehr vier Töchter, sondern fünf. Für alle anderen war Kitty ein großgewachsenes, schwächliches Mädchen, das sich nicht gerade durch seine Klugheit hervortat, aber die Gabe hatte, sich Wissen anzueignen, das eigentlich nicht für sie bestimmt war. Sie hatte eine recht durchdringende Stimme und unterhielt sich fast ausschließlich mit mir.

Dies war mein allererster Zauber, auch wenn ich mir dessen damals nicht bewusst war. Alle kleinen Kinder glauben, die Welt tanze nach ihrer Pfeife. Erst Jahre später erklärte mir meine Tante, wie mächtig dieser erste Zauber gewesen war – und bis zu meinem sechzehnten Lebensjahr sollte ich keinen wirken, der ihm ebenbürtig war. Etwas später sprachen wir über die damit verbundenen Kosten. Jeder Zauber hat seinen Preis, und wenn man diesen nicht im Voraus und zur Gänze bezahlt, wird die Schuld automatisch eingetrieben.

Der Theorie meiner Tante zufolge war der Preis für diesen ers-

ten, unbewussten Zauber ein Erbfolger. Vielleicht hätte meine Mutter noch ein weiteres Kind zur Welt gebracht, vielleicht sogar einen Jungen, der uns gerettet hätte. Aber in meiner kindlichen, unwissenden Gier nach Liebe hatte ich seine Seele ihrem Schoß entrissen, um Kitty zu erschaffen. Ich habe eine andere Theorie. An dem Tag, als Vater Kitty zum ersten Mal mit vollem Ernst als seine Tochter bezeichnete, fiel sein Lieblingspferd tot um, obwohl es erst vier Jahre alt war. Ein so gutes Pferd konnte er sich nie wieder leisten. Das genügt wohl als Erklärung.

ZWEITES KAPITEL

Wäre das hier Lizzys oder Janes Geschichte, würde ich wohl als Erstes erzählen, wie sie ihre Ehemänner kennengelernt haben. Und das ist nicht abwertend gemeint! Ich habe mir oft gewünscht, dass mein Leben wie das ihre verlaufen wäre. Sie scheinen sehr glücklich mit ihren reichen Männern, und obwohl keiner der beiden meinem Geschmack entspricht, liegt es mir fern, darüber zu urteilen. Ich bin bloß ein armer Tropf und an meinem Unglück zum größten Teil selbst schuld – das wird jeder bestätigen. Aber dafür habe ich in meinem Leben mehr Spaß gehabt als die beiden je auch nur annähernd haben werden. Ha! Man stelle sich bloß einmal vor, was Lizzy täte, wenn sie wüsste, dass ich den Pickel an ihrem Kinn jedes Mal habe sprießen lassen, wenn sie mich gepiesackt hat.

Die Geschichte von Lydia Bennet muss allerdings vorerst noch in ihrer Kindheit verweilen (aber verzagen Sie nicht,werte Lese-rin, weiter hinten erwarten Sie gutaussiehende Schwerenöter und glühende Verehrer). Zu meinem Glück und zum Glück meiner Familie war ich nicht die einzige Hexe in unserer Verwandtschaft. Meine Tante Philips, die Schwester meiner Mutter, lebte in Meryton und besaß die Gabe. Als die ganze Stadt anfang, eine struppige Mäusefängerin als Miss Kitty Bennet zu bezeichnen, wurde Tante Philips bewusst, dass eine von uns Schwestern ebenfalls damit gesegnet sein musste. Kurze Zeit später stellte sie mich nach einem Familienessen zur Rede.

»Das ist ein ganz schön mächtiger Zauber, den du da gewirkt hast, meine Kleine«, sagte sie. »Alle halten Kitty für deine Schwester, sogar dein Vater, der noch immer jedes Mal niest, wenn sie in seine Nähe kommt.«

»Ich weiß«, erwiderte ich selbstgefällig, denn ich war noch zu jung, um darüber erstaunt zu sein, dass sie von Zauberei sprach. »Papa denkt, er meidet sie, weil sie dumm ist. Mich kann er aus demselben Grund nicht leiden, also erscheint ihm das als Erklärung naheliegend. Bäh, ich kann Sherry nicht ausstehen.« Ich wich vor ihrem nach Sherry stinkenden Atem zurück, denn Höflichkeit war mir damals noch fremd. (Manche behaupten, das sei auch heute noch so.) Doch meine Tante kicherte nur und hüllte mich in eine weitere Sherry-Wolke. »Vorsicht, Mädchen. Wenn du eine Hexe sein willst, heißt das zwar nicht, dass du grundsätzlich den Mund halten musst – vielmehr sind es die guten Christen, die aufpassen müssen, dass sie *dich* nicht beleidigen. Aber ich bin ebenfalls eine Hexe, also hüte deine Zunge, sonst entzaubere ich deine Katze, und die Bennets haben wieder nurmehr vier Töchter. Na, na, na, jetzt wein doch nicht.« Sie tätschelte mich am Kinn, das bereits zu zittern anfang, und warf über ihre Schulter hinweg einen besorgten Blick zu meiner Mutter, die am Feuer saß. Wenn ich weinte, dann für gewöhnlich sehr laut.

»Bitte nimm mir Kitty nicht weg«, flüsterte ich. Mutter hatte noch immer nichts bemerkt, aber Kitty, die es sich neben ihr gemächlich gemacht hatte, kniff die Augen zusammen und kam angeschlichen.

»Weg wohin?«, fragte sie.

»Nirgendwohin«, sagte meine Tante schnell. »Ich bin beeindruckt von dem Zauber, mit dem sie dich belegt hat, meine liebe Kitty. Und solange ihr euch ordentlich benehmt, lasse ich euch gewähren.«

Kitty drückte meine Hand. Zum Glück hatte ich sie zu meiner

älteren Schwester gemacht und nicht zu meiner jüngeren. Mit erhobenem Kopf war sie fast so groß wie meine Tante.

»Als ob du dazu imstande wärst«, sagte sie herablassend. »Ich habe diese Gestalt aus freien Stücken angenommen.« Dabei huschte jedoch ein leiser Zweifel über ihr Gesicht, denn es war das erste Mal, dass wir es mit einer anderen Hexe zu tun hatten.

Meine Tante lachte. »Typisch Katze. Natürlich muss alles deine Idee gewesen sein. Ich glaube, ich habe euch beiden einen ordentlichen Schrecken eingejagt. Das war nicht meine Absicht. Lasst es mich wiedergutmachen. Ich habe etwas für euch.« Mit diesen Worten zog sie zwei Spitzenbänder aus den Taschen ihres Kleides hervor und reichte jeder von uns eines. Wir staunten.

»Das ist die neue Spitze aus London! Mrs Pierce sagte, sie würde sie erst nächste Woche bekommen. Woher hast du sie?«, fragte ich.

Sie sah mich verschmitzt an. »Wenn du eine Hexe bist, machen die Leute so einiges, um dir einen Gefallen zu tun. Du musst sie nur richtig darum bitten.«

Das genügte mir. Die Aussicht auf neue Spitze weckte in mir den dringenden Wunsch, alles zu lernen, was sie mir beibringen konnte, und sie versprach bereitwillig, mich zu unterrichten.

»Es ist wohl besser, wenn ich deine Ausbildung übernehme. Wer weiß, wen du sonst noch umbringst. Ich werde dich unter meine Fittiche nehmen. Und dich ebenfalls, Kitty. Du wirst zwar keine menschliche Magie wirken können, aber Lydias Kraft ist an dich gebunden.«

Selbstverständlich willigte ich ein. Von diesem Tag an verbrachten Kitty und ich so viel Zeit wie möglich bei meiner Tante in Meryton. Ich musste ihr versprechen, niemandem von dem Unterricht zu erzählen. Darüber hinaus muss sie mich mit einem mächtigen Schweigezauber belegt haben, denn ich war damals fürchterlich geschwätzig und hätte nie von allein den Mund gehal-

ten. Vermutlich hatte sie keine andere Wahl, aber es tut mir leid um die streunende Katze oder den Straßenkötter, der sein Leben lassen musste, damit eine mittelmäßige Hexe wie meine Tante einen solchen Zauber wirken konnte. Tiere lagen mir eben schon immer sehr am Herzen.

DRITTES KAPITEL

Tante Philips war nicht die siebte Tochter einer siebten Tochter, sondern eine einfache Kräutерhexe mit einem gewissen Talent für das Handwerk und einer ausgeprägten Arglist. Ihren ersten großen Zauber wirkte sie im Alter von siebzehn, als sie feststellen musste, dass ihre jüngere Schwester – meine Mutter – als weitaus schöner galt als sie selbst.

Bis dahin war meine Tante als Älteste immer die Beste in allem gewesen. Und sie war davon ausgegangen, dass das immer so bleiben würde, denn meine Mutter blickte voller Bewunderung zu ihr auf. Doch als meine Mutter in die Gesellschaft eingeführt wurde, scharten sich sämtliche Verehrer um die junge Anne Gardiner und schenkten der älteren Miss Gardiner, Margery, keinerlei Beachtung mehr. Dies löste in meiner Tante eine solch unfassbare Wut aus, dass ihre Gabe sich voll entfaltete.

Sie müssen wissen, dass für viele von uns der erste Zauber auch der mächtigste ist. Und aufgestaute jugendliche Leidenschaft kann einiges bewirken. So war es auch bei Miss Gardiner, wenngleich sie nicht einmal auf dem Höhepunkt ihrer Kraft mächtig genug war, um sich mit einem Zauber zu belegen, der sie für die ganze Stadt – oder auch nur für die jungen Männer – schön erscheinen ließ. Was ihr aber an Können fehlte, machte sie durch Heimtücke wett.

»Mein Vater war Anwalt und für seine Verhältnisse sehr wohlhabend«, erklärte sie mir. »Weil unser Bruder nicht in seine Fuß-

stapfen treten wollte, besorgte Vater ihm eine Stelle in einer Fabrik und leitete alles in die Wege, um die Kanzlei an seinen Mitarbeiter zu übergeben, einen attraktiven jungen Mann namens Philips.«

Ich weiß noch, wie ich auf dem Schoß meiner Tante saß und der rote Schein des Feuers auf ihrem Gesicht spielte, während sie mir diese Geschichte erzählte. Selbst Jahre später konnte sie ihre Schadenfreude nicht verhehlen. »Meine Schwester vergötterte Philips«, kicherte sie. »Schon als kleines Mädchen folgte sie ihm auf Schritt und Tritt und verkündete, ihn später heiraten zu wollen. Eine kindliche Schwärmerei, die jedoch nie verging.«

»Der junge Mann hatte nichts gegen die Avancen der Tochter seines Vorgesetzten, und wahrscheinlich wären sie heute verheiratet. Doch als Anne in die Gesellschaft eingeführt wurde, stieg ihr die Aufmerksamkeit der anderen jungen Männer zu Kopf und sie schäkerte mal mit diesem und mal mit jenem.« Meine Tante schüttelte den Kopf. »Was dann passierte, hat sie allein sich selbst zuzuschreiben.«

Sie fachte die Glut weiter an. »Meine Kleine, ich verrate dir die Wahrheit über die Hexenkunst: Uns wurde eine große Macht zuteil, und es ist unsere *Pflicht*, sie zu nutzen. Es wäre ein Frevel, sie zu vergeuden – besonders, wenn es darum geht, Unrecht wiedergutzumachen. So wie das Unrecht, das mir angetan wurde. Ich habe von meiner Gabe Gebrauch gemacht und einen Zauber gewirkt, der dafür sorgte, dass der junge Philips mir zehnmal mehr zugehtan war als meiner Schwester.« Sie kicherte. »Du hättest Annes Gesicht sehen sollen, als wir die Verlobung bekanntgaben! Sie sah aus, als hätte ich sie geohrfeigt. Bestimmt hatte sie gedacht, er würde auf sie warten, bis sie ausgeschäkert hatte. Lass dir das eine Lehre sein, Lydia. Schönheit mag zwar mächtig sein, aber mit unserer Kraft kann sie es nicht aufnehmen. Und jetzt wirf die Knochen und sag mir, ob es morgen regnet.«

Glücklicherweise wog der Respekt, den meine Mutter ihrer äl-

teren Schwester entgegenbrachte, stärker als ihre Zuneigung für den Mitarbeiter ihres Vaters. Und so tröstete sie sich nach kurzem Protest mit so einigen neuen Turteleien, bis sie schließlich meinen Vater heiratete. Sie schien meiner Tante auch nie etwas übelzunehmen, vielleicht weil mein Vater gemeinhin als die bessere Partie galt. Doch manchmal, wenn die ganze Familie zusammenkam, ertappte ich sie dabei, wie sie meinen Onkel stirnrunzelnd ansah, so als wollte sie sich einen lang vergessenen Traum in Erinnerung rufen.

Das also ist meine Tante. Und diese Frau hat mich geprägt! Ich denke, das entschuldigt einiges von dem, was später passierte. Finden Sie nicht auch? Unter ihrer Anleitung blieb mir gar nichts anderes übrig, als niederträchtig und selbstsüchtig zu werden. Grundgütiger, selbst sie hielt mich für ungehörig! Die meisten ihrer größeren Zauber erforderten ein Tieropfer, doch ich verweigerte ihr von Anfang an die Mithilfe. Einmal kaufte sie ein schneeweißes Zicklein, um es bei Vollmond zu opfern, doch eines Nachts schlich ich mich hinaus und stahl es. Anschließend brachte ich es einem unserer Pächter und behauptete, es sei ein Geschenk meines Vaters. Als Tante Philips das herausfand, gab sie mir eine Backpfeife und sagte, ich sei das selbstsüchtigste Wesen, das ihr je untergekommen sei, und es sei meine Schuld, wenn die Ernte ausfiele. Ich weiß nicht, ob das wirklich der Fall war, aber seitdem bekommt Vater regelmäßig Ziegenkäse geschenkt.

Ach, meine Hand tut so weh! Ich schreibe schon seit zwei Stunden und musste noch nie in meinem Leben solche Schmerzen erleiden. Und weil ich Linkshänderin bin, ist meine Hand außerdem voller Tinte. Gerade habe ich nachgezählt, und stellen Sie sich vor, ich habe erst zehn Seiten. Diese Schreiberei ist wirklich das Langweiligste, was ich je gemacht habe. Aber ich habe es versprochen, und jede Hexe weiß, wie wichtig es ist, dass man seine Versprechen hält. (Versprechen gegenüber wichtigen Personen,

meine ich. Jane habe ich versprochen, ihr das Geld für das Mittagessen zurückzugeben, aber das wird nicht passieren.) Ha, und da fällt mir etwas ein: Unsere Vereinbarung lautet, dass ich einen »Bericht über meine Erlebnisse« verfasse, also werde ich diese Papierbögen bis zur letzten Seite füllen und dann aufhören – selbst wenn wir uns inmitten der Schlacht von Brighton befinden. Das geschähe Ihnen ganz recht.

Wo war ich stehen geblieben? Ach ja, bei meiner Tante. Nachdem sie meinen Onkel erobert hatte, zogen die beiden in ein Haus in Meryton. Sie übte sich nach wie vor in der Zauberei und brüstete sich gerne vor mir, sie habe den Bauern Regen gebracht – aber immer erst, wenn er schon fiel.

Ihr Haus war für Kitty und mich wie ein zweites Zuhause. Von Tante Philips lernte ich alles, was sie über das Handwerk wusste und – wie ich annahm – was es darüber zu wissen gab. Ich lernte Kräuterkunde und Zaubern, Knoten- und Spiegelmagie. Noch vor meinem zehnten Geburtstag beherrschte ich die Kunst, jeden Haushalt in der Stadt auszuspionieren, in dem es einen Spiegel gab. Da unserer im Flur hing, wo ich so gut wie nie ungestört war, bekam ich leider nur selten Gelegenheit dazu. Aber einmal sah ich, wie der Pfarrer in der Nase bohrte, und ein andermal ertappte ich Lady Lucas dabei, wie sie Mama eine »hohlköpfige, eitle Pfauenhenne« nannte. Ich war überwältigt von der Erkenntnis, dass Erwachsene untereinander Kindern an Gemeinheit in nichts nachstehen. Damals war die Zauberei ein großes Vergnügen für mich. Als Mary in die Brennesseln fiel und davon Pusteln bekam, erklärte ich ihr im Brustton der Überzeugung, ich könne sie davon befreien. Nach einigem Drängen sagte meine Tante mir, welche Kräuter dagegen halfen. Um Mitternacht schlich ich mich hinaus, streute die entsprechenden Pflanzen in eine Pfütze, in der sich der Vollmond spiegelte, und am nächsten Tag war Marys Ausschlag

verschwunden. Allerdings wollte sie mir nicht glauben, dass dies mein Werk gewesen war, und weigerte sich, mir zu danken. Also schubste ich sie wieder in die Brennnessel. Ich sagte auch meinen Schwestern und den Mädchen in unserem Bekanntenkreis die Zukunft voraus.

Unsere Eltern hielten das für ein harmloses Spiel und ließen mich gewähren. Wenn die gewusst hätten! Ich prophezeite meinen Schwestern, dass Jane einen gutaussehenden Hohlkopf heiraten würde und Lizzy den unsympathischsten Mann, dem sie je begegnet sei. Und habe ich etwa nicht recht behalten?

Die Unterweisungen meiner Tante ließen zwar zu wünschen übrig, doch brachte sie mir das Wichtigste bei, was eine Hexe wissen muss: die Notwendigkeit, Opfer zu bringen.

»Manche Zauber sind komplizierter als andere«, erklärte sie mir. »Und manche Hexen haben von Geburt an mehr Macht zur Verfügung. Als siebte Tochter einer siebten Tochter, die außerdem im Besitz einer Gefährtin ist, beläuft sich deine Zauberkraft auf ein hübsches Sümchen. In Geld umgerechnet wären es wohl um die zehntausend Pfund. Aber wie erfolgreich du einen Zauber wirkst, hängt auch von anderen Faktoren ab, wie etwa der Qualität der Kräuter, der Mondphase und so weiter. Aber vor allem hat jeder Zauber seinen Preis, Lydia. Und je schwieriger er zu wirken ist, desto größer ist das damit verbundene Opfer.« Mit diesen Worten beugte sie sich vor und riss mir ein Haar aus.

»Aua!«, rief ich.

Sie beachtete mich nicht. »Versuch den Funkenzauber jetzt noch einmal.«

Ich gehorchte und brachte einen Funken an meiner Fingerspitze zustande. Er fiel auf meine Schürze, wo er einen kleinen schwarzen Fleck hinterließ. Zum ersten Mal hatte ich echtes Feuer erschaffen. Bisher hatte es nur für Illusionen gereicht. »Grundgütiger!«

Ich riss mir noch drei Haare aus und erwartete, es nun Funken regnen lassen zu können, doch es kam wieder nur einer.

»Drei Haare tun nicht mehr weh als eines, habe ich recht?«, fragte meine Tante. »Die Magie weiß das.«

»Woher?«

»Kleine Hexen sollten nicht so neugierig sein.« (Jahre später kam ich dahinter, dass sie das immer sagte, wenn sie die Antwort nicht wusste.)

»Aber wie soll ich dann mächtige Zauber wirken, ohne mir den Schädel kahl zu rupfen?«

»Ah.« Ein hinterlistiges Grinsen trat auf ihr Gesicht. »Man kann alles Mögliche opfern. Es kommt nicht darauf an, worum es sich *handelt*, sondern was es *wert* ist. Man muss den Preis auch nicht unbedingt selbst bezahlen.«

Ich ließ mir ihre Worte durch den Kopf gehen. Das erklärte, weshalb sie immer wieder kleine Tiere tötete. »Wenn die Magie es mit den Kosten so genau nimmt, warum lässt sie dann zu, dass jemand anderer sie begleicht?«

Meine Tante schüttelte den Kopf. »So ist die Welt nun einmal, mein Kind. Das Land deines Vaters zu bewirtschaften, kostet viel Schweiß. Aber wie viel davon stammt von ihm?«

Natürlich kein einziger Tropfen. »Ah, ich verstehe.« Abermals sprach ich den Funkenzauber und zum Ende hin griff ich nach meiner Tante und riss ihr eine Handvoll Haare aus. Sie heulte auf vor Schmerz, doch dafür ergoss sich aus meinen Fingerspitzen ein Funkenschauer. Das Haar meiner Tante wurde zu ihrem großen Kummer langsam dünn, deshalb dürfte es für sie ein größeres Opfer bedeutet haben als für mich.

»Jetzt denkst du wie eine Hexe«, sagte sie. »Aber ich bin nicht dein schwarzer Hahn.« Und mit diesen Worten gab sie mir rechts und links eine Backpfeife.

Schutzzauber lernte ich bei meiner Tante so gut wie keine. Mit

ihrem kümmerlichen Talent erregte sie auch nie die Aufmerksamkeit von jemandem, der ihr hätte gefährlich werden können, und offenbar war ihr nicht bewusst, dass es sich bei mir etwas anders verhielt.

Aber sie brachte mir etwas bei, dem ich vielleicht mehr Beachtung hätte schenken sollen, auch wenn sie damals nicht viel Aufhebens darum machte.

»Biete niemals einer anderen Hexe eine Gunst an. Wenn Magie im Spiel ist, bist du durch dein Wort gebunden«, erklärte sie mir. Ich nickte feierlich, obwohl ich nicht so recht wusste, was eine Gunst war. Ich stellte mir irgendein exotisches Tier vor. Als würde ich es hergeben, wenn ich eines besäße!

Allerdings sollte ich mir schon bald wünschen, sie hätte weniger Zeit darauf verwendet, mir Taschenspielertricks beizubringen, und mich stattdessen besser auf die Gefahren des Hexendaseins vorbereitet. Ich hatte noch nie von den Großmächten gehört, bis ich einer von ihnen begegnete.

Es geschah auf dem Weg nach Meryton, als ich sieben war und Kit acht. Kitty konnte den Zauberunterricht nicht ausstehen. Sie mochte schon den Weg nach Meryton nicht, der oft matschig war und so den Saum ihres Kleides schmutzig machte oder – wenn sie Katzengestalt annahm, wie meistens, wenn wir unter uns waren – das Fell an ihren Pfoten verkrustete.

»Dieser verfluchte Weg«, sagte sie an einem besonders kalten Märztag, als wir gerade das südliche Feld der Lucas' überquerten. Mit der einen Hand hielt sie ihre Hutbänder fest, mit der anderen raffte sie ihre Röcke. Für mich sah sie aus wie für alle anderen: ein achtjähriges Mädchen in einem schönen Kleid und mit einem Hut, den sie von ihren älteren Schwestern geerbt hatte. Wann immer wir das Anwesen der Lucas' passierten, nahm sie ihre menschliche Form an, weil sonst die Hunde Jagd auf sie machten. Wenn ich meine Augen mit einer gewissen Trägheit entspannte, konnte ich

hinter dem Trugbild ihre wahre Gestalt erkennen: eine grau getigerte Katze, die sich misstrauisch ihren Weg zwischen den Pfützen hindurch bahnte und abwechselnd die Pfoten ausschüttelte. »Warum müssen wir andauernd deine Tante besuchen? Zu Hause ist das Kaminfeuer genauso warm, und auch wenn mich keiner mehr streichelt, kriege ich nun, wo ich eine Miss Bennet bin, von der Köchin immerhin so viel Sahne, wie ich will. Los, lass uns umkehren!« Ihre Stimme erhob sich zu einem klagenden Miauen.

Ich kniff die Augen zusammen und sah wieder Miss Kitty Bennet vor mir. »Du kannst gerne heimgehen«, sagte ich, »aber ohne mich. Tante Philips zeigt mir heute, wie man aus dem Teesatz liest. Stell dir nur vor, ich könnte unseren Gästen künftig nach dem Tee trinken die Zukunft vorhersagen! Du bist nur neidisch, weil sie dich nicht unterrichtet.«

Kitty stemmte die Hände in die Hüften. »Wir Katzen wissen Dinge über Magie, die deine Tante dir niemals wird beibringen können«, sagte sie hochmütig. »Und wenn ich jetzt nach Hause gehe, schimpft Mama mich aus, weil ich dich allein gelassen habe, und schickt mich ohne Abendessen ins Bett. Ach, es ist so kalt. Und da ist auch noch Sir Williams vermaledeiter Hund. Komm schon, Lydia. Lass uns umkehren.« Und so ging das eine ganze Weile. Sollten Sie je mit dem Gedanken spielen, einer Katze das Sprechen beizubringen, rate ich Ihnen dringend davon ab.

Im Gehen versuchte ich kleine Wirbelwinde zu erzeugen, indem ich die Bänder an meiner Tasche verknotete. Das war mein neuester Trick und kein besonders einfacher – es ist viel leichter, durch Magie das Aussehen von Dingen zu verändern als ihren Zustand. Kittys Gejammer störte meine Konzentration. Aber wenn sie wieder nach Hause ginge, würden meine Zauberei bei Weitem nicht so gut funktionieren. Meine Kraft war dann am stärksten, wenn sie in der Nähe war, und das wusste sie. »Wenn du so gut zaubern kannst«, blaffte ich sie an, »dann sag mir die Zukunft voraus.«

»Das könnte ich«, sagte sie. »Katzen können nämlich in die Zukunft sehen, weißt du? Hast du etwa noch nie gehört, dass wir Erdbeben vorhersagen können? Oder dass wir uns zu Leuten ans Bett legen, die bald sterben?«

Ich schnaubte verächtlich. »Es gab hier noch nie ein Erdbeben, also kannst du dich da auch noch nie getäuscht haben. Und als letzten Winter der alte Stallknecht an Fieber gestorben ist, hast du die ganze Nacht tief und fest in deinem Bett geschlafen.« Wütend schubste sie mich in eine Schlammputze, woraufhin ich auf sie losging und sie an den Haaren zog. Zu jener Zeit rauchten wir oft. Wenn wir voneinander getrennt waren, fühlten wir beide uns unwohl – meine Zauberkraft ließ nach und Kitty vergaß öfter, dass sie keinen Schwanz mehr hatte. Diese erzwungene geschwisterliche Nähe entlud sich in unseren Raufereien, besonders, wenn wir auf dem Weg zu meiner Tante waren, um dort zu übernachten. Wir wussten, dass sie unsere Kleider waschen und unserer Mutter nichts davon erzählen würde.

Zu guter Letzt gewann ich die Oberhand, denn obwohl Kitty mich überragte, war ich skrupelloser. Rittlings saß ich auf ihr. »Mach schon«, forderte ich sie auf. »Prophezeie mir mit deiner Katzenmagie die Zukunft.«

Sie zog ein finsternes Gesicht. »Das werde ich nicht tun.«

»Weil du es nicht kannst.«

Mit einem Tatzenhieb bescherte sie mir drei schmerzhaftes Striemen am Arm. Ich ließ von ihr ab und sie rappelte sich auf und versuchte vergeblich, sich den Matsch vom Kleid zu klopfen. »Na schön«, sagte sie. »Aber vergiss nicht, dass du selbst darum gebeten hast. Katzen nehmen keine Rücksicht auf die Gefühle anderer. Katzen sind ehrlich, und ihre Magie ist es ebenfalls.«

Gerade wollte ich mich über sie lustig machen, da packte sie meine Hand.

Wir hielten uns oft bei den Händen, wenn ich Zauber wirkte

oder wenn eine von uns sich fürchtete oder in Momenten, in denen es sich nicht geziemte, laut loszukichern. Daher wusste ich nur zu gut, wie ihre Hand sich anfühlte. Aber das hier war anders. Obwohl sie nach wie vor Mädchengestalt hatte, waren ihre Züge nicht mehr menschlich. Ihr Gesicht war ausdruckslos, ihr Blick in die Ferne gerichtet. Und als sie den Mund aufmachte, drang eine fremde Stimme heraus.

Sieh an, sagte diese. Wer sind diese zarten Lämmchen, die sich auf mein Land verirrt haben?

Obwohl Kittys Lippen die Worte formten, schien die Stimme von überall her zu kommen – wenn man überhaupt von einer Stimme reden konnte. Es war, als würde die Erde zu mir sprechen, die Wörter tönten aus der Tiefe und ließen meine Knochen erzittern.

»Hör auf damit, Kitty«, sagte ich ängstlich. »Ich mag das nicht.«

»Das bin nicht ich«, antwortete sie mit ihrer eigenen Stimme. Ich sah die Angst in ihren Augen und versuchte meine Hand aus ihrem Griff zu befreien.

Ha ha. Sie packte mich noch fester. Stehen geblieben, Hexlein und Hexenvieh. Wollen doch mal sehen, wer sich da in mein Herrschaftsgebiet wagt.

Es war, als führen glühend heiße Klauen durch mein Gehirn – ähnlich den drei Kratzspuren, die Kitty an meinem Arm hinterlassen hatte, nur tiefer und fester. Erinnerungsfetzen zogen in rasender Geschwindigkeit an meinem geistigen Auge vorbei – das Ding, das von Kitty Besitz ergriffen hatte, betrachtete sich mein Leben.

So ist das heute also. Die Stimme klang angewidert. Gute Manieren und Spitzenhäubchen. Visitenkarten und Tanzschuhe. Ihr törichte Menschen habt vergessen, welch tiefe, wilde Kraft in diesem Land innewohnt.

»Wer sind Sie?«, fragte ich mit zitternder Stimme. Etwas Derartiges hatte meine Tante nie erwähnt. »Ich warne Sie. Ich stehe unter dem Schutz von Hexe Philips.«

Die Stimme lachte so laut und dröhnend, dass mir die Zähne wehtaten. *Du meinst die Kräuterhexe, die da vorne wohnt? Jetzt, wo du sie erwähnst, kann ich sie wittern. Aber ihre Kraft ist so bescheiden, dass sie mein Blut nicht in Wallung bringt. Und wie kannst du es wagen, mich zu fragen, wer ich bin? Ich bin dein Lehnsherr. Du darfst Lord Wormenheart zu mir sagen.*

In Vaters Bibliothek gibt es ein Buch, in dem exotische Tiere abgebildet sind. Früher habe ich oft heimlich darin geblättert – ein riskantes Unterfangen, denn wenn Vater auf seinen kostbaren Farbtafeln kleine Fingerabdrücke entdeckte, setzte es ein paar Backpfeifen. Dennoch übten die Darstellungen eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich aus. Eine faszinierte mich ganz besonders: Sie zeigt einen Mann, der von einer Boa constrictor erwürgt wird. In diesem Augenblick fühlte ich mich so wie er. Lord Wormenhearts Kraft schien sich wie Ranken um mein Herz zu schlingen, langsam, wenn nicht gar träge. Und trotzdem gab es kein Entrinnen.

Weißt du, was Wildern ist, Kleine?, fragte er im Plauderton. Das ist, wenn man dem Landherren Wild stiehlt. Selbst unter deinesgleichen ist es zutiefst verpönt. Nun bin ich der Herr über dieses Land und du hast die ihm innewohnende Zauberkraft von mir gestohlen.

»Sie sind überhaupt nicht Herr über dieses Land«, stieß ich hervor. »Dieses Land gehört Sir William Lucas, und seitdem er die Gicht hat, jagt er hier nicht mehr.«

Wormenheart kicherte. *Wie aufgeweckt du doch bist. Du hältst mit deiner Meinung nicht hinter dem Berg. Ist das Mut oder Torheit? Ach, bei vielen läuft es ohnehin auf dasselbe hinaus. Ich fühlte, wie die Fesseln meinen Geist zusammenschnürten. Genug geplaudert. Jetzt wird gespeist.*

»Warten Sie«, keuchte ich. »W-w-wenn Sie schon so lange gewartet haben, können Sie sich doch bestimmt noch etwas gedulden, bis ich ein besseres Mahl abgebe.«

Die Fesseln ließen etwas nach. *Ein besseres Mahl?*

»M-meine Tante sagt, eine Hexe gelangt erst in den Vollbesitz ihrer Kräfte, wenn sie eine Frau ist. Aber ich bin n-noch ein kleines Mädchen.«

Hmmm. Darauf folgte eine lange Pause, in der ich die Luft anhielt und kaum zu hoffen wagte.

Was, wenn er mich verschlang? Würde mein Körper einfach leblos zu Boden fallen? Oder würde ich ausgelöscht und ebenso gänzlich aus der Welt verschwinden, wie Kitty ein Teil von ihr geworden war?

Nun gut, sagte das Ding. *Ein paar Jahre sind nichts für mich. Ich lasse dich gehen – wenn du dich für deine Unhöflichkeit entschuldigst.*

»Meine Unhöflichkeit?«

Du hast nicht bei mir vorgesprochen, als du mein Land betreten hast, Hexlein. Als Herr über dieses Gebiet sind alle magischen Wesen darauf meine Untertanen. Die Fesseln strafften sich. *Mach deinen Fehler wieder gut.*

Jane zufolge sollen gesellschaftliche Umgangsformen gewährleisten, dass alle sich wohlfühlen. Sinn und Zweck von Anstandsregeln sei es, alle zufriedenzustellen, sagt sie. Ob sie es nun verdient haben oder nicht. Ach, Jane! Das passt zu ihr. Sie würde sich lieber die Zunge verbrennen, als zu sagen, dass der Haferbrei zu heiß ist. Aber Anstandsregeln sind auch eine Waffe. Ein mit Samt verkleideter Knüppel, mit dem die Mächtigen die Schwachen peinigen. Ich hasse sie. Ich hasse sie. Ich hasse sie.

Ich ignorierte das Zittern in meinen Muskeln, machte den tiefsten Knicks, den ich zustande brachte, und neigte den Kopf. Nicht einmal Jane hätte es besser gekonnt. »Vergeben Sie mir, Mylord«, sagte ich. »Bitte nehmen Sie meine Entschuldigung an und erlauben Sie mir, auf ... Ihrem Land zu leben und Magie zu wirken.«

Na schön. Er schnurrte nahezu. *Du kannst gehen. Ich begnüge mich mit ihr.*

Bevor ich nach Luft schnappen konnte, ließen die Ranken von mir ab und schlangen sich um Kitty.

»Stopp!«, schrie ich. »Lassen Sie sie in Ruhe!« Die Panik, die ich mühsam in Schach gehalten hatte, als es um mein Leben ging, schnürte mir jetzt den Hals zu.

Aber sie ist so interessant, sagte er. Katze und Mädchen zugleich! So etwas habe ich noch nie gesehen. Eine ganz besondere Delikatesse.

Kitty fauchte und fletschte die Zähne. Sie hatte meine Hand losgelassen und wechselte im Versuch zu entkommen immer wieder ihre Gestalt. Katze-Mädchen. Mädchen-Katze. Nicht einmal ein so mächtiges Wesen wie Wormenheart kann ohne Weiteres eine sich sträubende Katze festhalten. Nach und nach gelang es ihm jedoch, sie unter seine Kontrolle zu bringen.

Mich überkam die Wut. Kitty war *meine* Schwester. *Meine* Gefährtin. Wie konnte er es wagen!

»Ich biete Ihnen eine Gunst an!«, stieß ich hervor.

Und wieder hielt Lord Wormenheart inne. *Eine Gunst?*

»Ja.«

Und auf einmal ließ er Kitty los. Keuchend stolperte sie in meine Arme.

Du schuldest mir eine Gunst meiner Wahl, Hexlein. Seine Stimme schien jetzt weiter entfernt und er klang schläfrig, aber nichtsdestoweniger herablassend. *Ich lasse es dich wissen, wenn die Zeit gekommen ist, sie zu begleichen.*

Damit verschwand er.

Kitty brach in Tränen aus und musste sich setzen. Ich tat es ihr gleich. »Wer war das?«, fragte ich noch einmal. Das konnte kein Lord sein. Lords fraßen keine Menschen, da war ich mir sicher. Nicht einmal der Prinz von Wales. Aber Wormenheart hatte uns seine Untertaninnen genannt und offensichtlich besaß er die Kraft, uns zu unterwerfen – vielleicht war es ja diese Fähigkeit, die einen Lord ausmachte.

»Ich weiß es nicht.« Kitty hatte die Arme um mich geschlungen. Lange saßen wir schniefend und aneinandergeklammert da, bis es zu kalt und feucht wurde und wir wieder aufbrachen. Noch immer waren wir verweint und verängstigt, doch schien es keine Worte zu geben, um über das eben Vorgefallene zu sprechen. Vielmehr verblassten die Einzelheiten der Begegnung mit jedem Schritt wie ein Traum, der sich am Morgen langsam verflüchtigt. Lange, bevor wir Meryton erreichten, hatten wir Lord Wormenheart vergessen und zankten uns wie zuvor. Wir kamen beim Haus meiner Tante an, verdreht und streitend, aber zusammen wie meistens. Kitty gab sich für den Rest des Tages abweisend und unnahbar und unterhielt sich beim Abendessen hauptsächlich mit meinem Onkel. Aber die Nacht war kalt, und als wir zu Bett gingen, schmiegte sie ihren kleinen, pelzigen Körper an mich und schlief schnurrend neben mir ein.